

Zlatorog

Aus der Sammlung des
Alpenverein-Museums,
Teil XX

Univ.-Prof. Dr. Martin Scharfe

Über Karl Huck (1876–1926), den Wiener Maler, der das Ölbild „Zlatorog“ vielleicht noch vor dem Ersten Weltkrieg gefertigt hat, kann man in einem der bedeutendsten Nachschlagewerke lesen: Er male mit Vorliebe Tiere in Hochgebirgslandschaft, „naturwahr, dabei doch stets ein wenig stilisiert, mit ausgesprochen dekorativer Tendenz und einem Hang zum Phantastischen“. Diesem Urteil aus dem Jahr 1925 möchte man auch heute noch zustimmen, wenn man unser Bild zu Sage und Mythos des Grattieres betrachtet – jenes sozusagen „heiligen“ Tieres, dessen Tötung von den Berggottheiten bei Strafe verboten ist.

Angeschossene Gams überlebt

Es fällt einem aber auch sofort der Widerspruch auf zwischen der realistisch-perspektivisch gemalten Fels- und Firnlandschaft im rechten Hintergrund und dem flächig-dekorativen Hauptmotiv im Vordergrund: die gestürzte weiße Gams mit den goldenen Krickeln, die mit tränenfeuchten Augen dem Bildbetrachter ins Gesicht blickt – während aus der Wunde das Blut sickert, aus dem die roten Blumenblüten wachsen. Was man indessen nicht sieht, ist das Ende der Geschichte: Das Tier überlebt, der frevelnde Schütze aber kommt, indem ihn der Schwindel in die Tiefe stürzt, zu Tode.



Carl Huck (1876–1925), Die Zlatorog-Gams, Öl auf Leinwand, 1923, 200 x 205 cm

© Alpenverein-Museum, Innsbruck, OeAV Kunst 2887

Eine Alpensage

Ganz unverkennbar bezieht sich der Maler Huck in seinem Werk auf ein Werk des eine Generation älteren thüringischen Schriftstellers Rudolf Baumbach (1840–1905), der in seinem fast hundert Seiten langen Gedicht „Zlatorog. Eine Alpensage“ (erstmalig erschienen 1877) eine seinerzeit begeistert aufgenommene Geschichte von Liebe und Eifersucht, von Treue und Verrat ausgebreitet hatte, in welche die verschiedensten Motive alpinen

Sagen hineingeschüttelt waren: Erzählungen vom verborgenen Schatz; von der verfluchten Alpe, die vom Gletscher begraben wird; von seltenen Blumen, die aus unrecht vergossenem Blut wachsen; von der die hilflose Kreatur schützenden und bewahrenden „Herrin der Tiere“.

Entzogene Verfügungsmacht

Gerade dieses letzte Motiv aber bildet einen harten, unverletzlichen Kern in Gedicht und Bild,

der alles Zeitgebundene, der auch die Sentimentalitäten Hucks und Baumbachs übersteht und überstrahlt und in unseren notwendigen Jahren neue Aufmerksamkeit finden wird: Es gibt eine Zone auf den hohen Gebirgen, in welcher die geheimnisvolle „Herrin der Tiere“ dem machtlüsternen Menschen die Verfügungsmacht entzieht – es ist der alte Gedanke des „Freiberger“, eines geschützten, ja paradiesischen Bezirkes, dessen Ordnung der Mensch nicht ungestraft verletzen darf. ■